

Mehrsprachige Literaturen gegen die „Pathologie des Universellen“. Die politische Relevanz von poetischem Sprachdenken heute

Hélène Thiérard

Abstract: In der aktuellen Debatte um Universalität und die Notwendigkeit, nach dem europäischen Universalismus und seinem disqualifizierten Weltgesellschaftsmodell diese neu zu definieren, nehmen die Stimmen von Barbara Cassin und Souleymane Bachir Diagne eine besondere Stellung ein. Beide verfolgen die „Pathologie des Universellen“ (Cassin) – bei Diagne „Universalität von oben“ genannt – in ihrer epistemischen Dimension innerhalb des europäischen Sprachdenkens zurück und stellen den universellen Logos der Philosophie auf den Prüfstand der Übersetzung. Diese Strategie der *intraduisibles* tritt in mehrsprachigen Literaturen immer prägnanter in Erscheinung; unter diesem Gesichtspunkt untersucht mein Beitrag das heutige politische Potential ihres poetischen Denkens. Wenn SchriftstellerInnen anhand von translingualen Poetiken imstande sind, diese auf Übersetzungsprozessen beruhende, „komplexere“ (Cassin) bzw. „laterale“ (Diagne) Universalität erfahrbar zu machen, so sind sie privilegierte Akteure in der oben skizzierten intellektuellen Debatte.

Keywords: Universalität, Übersetzungstheorie, translinguale Poetik, Barbara Cassin, Souleymane Bachir Diagne, Yoko Tawada

1 Hintergrund

Der Titel meines Beitrags bezieht sich auf die aktuelle Debatte in den Geisteswissenschaften um eine neue Definition von Universalität, oder wie es Immanuel Wallerstein 2006 in seinem epochalen Buch *European Universalism. The Rhetoric of Power* formuliert, um einen (wirklich) „universellen Universalismus“. Diesen müssen wir in Angriff nehmen, wollen wir mitbestimmen, „wie das künftige

Weltsystem, das in den nächsten fünfundzwanzig bis fünfzig Jahren eintritt, strukturiert sein wird“ (Wallerstein 2007: 8–9). Ausgehend von der Kritik am europäischen Universalismus, wie sie in postkolonialen Ansätzen sowie in Theorien der Moderne und der Globalisierung artikuliert wird (Chakrabarty 2000; Appadurai 1990; Conrad/Randeria 2002), geht es darum, die Kategorie des Universalen neuzudenken, um das Feld des Denkens und des politischen Handelns nicht den „mörderischen Identitäten“ des Kulturrelativismus und der Ethnonationalismen zu überlassen (Balibar 2016, Mbembe 2016, Messling 2019).¹ In dieser Debatte nehmen die Stimmen von Barbara Cassin und Souleymane Bachir Diagne eine besondere Stellung ein, da sie die „Pathologie des Universellen“ (Cassin 2016) in ihrer epistemischen Dimension innerhalb des europäischen Sprachdenkens zurückverfolgen und den universellen Logos der Philosophie auf den Prüfstand der Übersetzung stellen.² Übersetzung ermögliche im Hin und Her zwischen den Sprachen die Produktion einer komplexeren Universalität – wie der Titel von Cassins Buch *Éloge de la traduction. Compliquer l’universel* andeutet – als diejenige, die von einer kulturell dominierenden Sprache aus behauptet wird. Diese komplexere, aus der Sprachenvielfalt heraus gedachte Universalität nennt Diagne (mit Merleau-Ponty) „lateral“ im Gegensatz zur „Universalität von oben“ (universel de surplomb), da sie sich nicht hierarchisch durchsetzt, sondern das gegenseitige Verhandeln von zwei partikularen Standpunkten voraussetzt (Diagne 2014).

Das Problem, das Cassin und Diagne hier auf theoretischer Ebene artikulieren, tritt in mehrsprachigen Literaturen immer prägnanter in Erscheinung – darin scheint mir heute ihre politische Relevanz vorwiegend zu liegen. Wenn SchriftstellerInnen anhand von translingualen, sprachmischenden Poetiken imstande sind, diese auf Übersetzungsprozessen beruhende, komplexere bzw. laterale Universalität erfahrbar zu machen, so sind sie privilegierte Akteure in der oben skizzierten intellektuellen Debatte. Sie haben durch ihre Praxis eines poetischen Sprachdenkens, wie im Übrigen LiteraturübersetzerInnen auch (vgl. Thiérard 2019), einen spürbaren Einfluss auf die Gestaltung der Welt von morgen. Es erscheint daher fruchtbar, eine Brücke zwischen der philosophischen Übersetzungstheorie von Diagne und Cassin und dem, was man heute in der Forschung zur literarischen Mehrsprachigkeit als Überwin-

1 Dieser Artikel ist als Teil des Projekts „Minor Universality“ entstanden, das vom Europäischen Forschungsrat (ERC) finanziert wird (EU-Forschungsrahmenprogramm „Horizont 2020“, Grant-Agreement Nr. 819931). Zur Webseite des Projekts: <https://www.uni-saarland.de/forschen/minor-universality.html>.

2 In diesem Zusammenhang müsste auch die Position François Julliens (2008) berücksichtigt werden, was leider hier nicht möglich ist.

dung des monolingualen Paradigmas bzw. der neuzeitlichen Erfindung von Einsprachigkeit versteht (Yildiz 2012; Gramling 2016; Dembeck/Mein 2014; Dembeck/Parr 2017), zu schlagen. Als paradigmatisches Beispiel nehme ich das Werk der zeitgenössischen Schriftstellerin Yoko Tawada, deren Poetik zwischen den Sprachen gewisse Ähnlichkeiten mit der Strategie der „produktiven Unübersetzbarkeiten“ (*la productivité des intraduisibles*) aufweist, die Cassin auf philosophischer Ebene entwickelt.

2 In Sprachen denken: gegen den europäischen Sprach-Universalismus

Die ethischen und politischen Implikationen des europäischen Sprachdenkens wurden in den letzten Jahrzehnten von Philosophen und Kritikern, wie Henri Meschonnic (1982),³ Jürgen Trabant (1990; 1986) und Barbara Cassin (2016),⁴ die in der sprachanthropologischen Tradition Humboldts stehen, verstärkt aufgezeigt.⁵ Insbesondere decken sie die verhängnisvollen Folgen der vorherrschenden dualistischen, auf Aristoteles zurückgehenden Sprachauffassung für die Gestaltung unserer Gesellschaft auf, die unter dem Deckmantel der Universalität von Sprache (*langage*) die Überlegenheit einer bestimmten Sprache (*langue*) bzw. Sprachfamilie begründet. In *De interpretatione* postuliert Aristoteles universell abstrakte Konzepte, als ob Wörter bloße Kleider wären, unbeteiligt am Erkenntnisprozess. In diesem „– nach den Bibel-Passagen – sicher einflussreichsten europäischen Text über die Sprache“ wird „Sprache zum Mittel für die Kommunikation des sprachlos Gedachten degradiert“, so Trabant (2003: 30, 34). Diese vermeintliche Universalität des Logos, die auf der radikalen Trennung von *conceptus* und *vox*, von Kognition und Kommunikation, beruht, ist stark ethnozentrisch, da sie zwangsläufig von einer bestimmten Sprache aus gedacht ist.⁶ Griechisch erklärt sich dabei zur Sprache der Vernunft und des Seins, indem sie Anderssprachige („Barbaren“) von der Teilhabe an der Vernunft ausschließt. Diese „Universalität von oben“ ist „die Position desjenigen, der seine eigene Partikularität als Universalität deklariert“ [la position de celui qui déclare

3 Meschonnic's wichtigste Texte zu Humboldt sind in Meschonnic (2012: 624–682) im Kapitel „Penser Humboldt aujourd’hui“ nachgedruckt. Für eine deutsche Fassung dieser Texte, siehe das Kapitel „Humboldt heute denken“ in Trabant (1995: 67–89).

4 Siehe das Kapitel „Le dispositif Humboldt“ in Cassin (2016: 177–226).

5 Zur Gründung einer Sprachanthropologie bei Trabant und Meschonnic, siehe Pajević (2012: 124–191).

6 Den gleichen Vorwurf erhebt Trabant gegen Chomskys neo-aristotelische Position, die zur Indifferenz gegenüber Vielfalt und Materialität der Sprachen führt (Trabant 2003: 279–283).

universelle sa propre particularité] (Diagne 2018: 68– 69) und Alterität nur als Minderwertigkeit deuten kann. Je nach Epoche heißt die selbsterklärte Sprache der Vernunft Griechisch, Französisch oder Englisch – die „Barbaren“ werden dann entsprechend in „Primitive“ oder „Subalterne“ umbenannt. Diagne warnt vor einer solchen Verwechslung zwischen Universalismus und Universalität und verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass afrikanische Sprachen gegenüber europäischen immer noch oft als defizitär (miss)verstanden werden: ihnen fehle die Schrift, abstrakte Begriffe, das Futur, das Verb „sein“ etc. (Diagne 2018: 69 –70). Muss man daran erinnern, dass Philologen im 18. und 19. Jahrhundert Argumente für ein Denken der europäischen Sprach- und Kultur-Überlegenheit lieferten, die die Kolonialherrschaft der Europäer über den Rest der Welt weitgehend rechtfertigte und als einer „mission civilisatrice“ nicht zuletzt gesellschaftliche Akzeptanz verschaffte (Messling 2016)? Um es mit Meschonnic zu sagen, die aristotelische, das Abendland prägende Sprachauffassung ist gefährlich, weil Sprachtheorie immer schon Gesellschaftstheorie impliziert (Meschonnic 2009).

Gegen diese dualistische Tradition der Sprachphilosophie und das ihr innewohnende „pathologische Universelle“ mobilisiert Cassin Humboldts Auffassung der Sprache als eine dynamische Synthese von Laut und Gedanke, von Kommunikation und Kognition, in der das materielle Wort am konkreten Formungsprozess der Gedanken teilhat. Im Gegensatz zu Aristoteles hält Humboldt die Verschiedenheit der Sprachen für hoch interessant, denn es handelt sich für ihn nicht um eine rein materielle („eine von Schällen und Zeichen“) und demnach für das Erkennen gleichgültige Verschiedenheit, „sondern [um] eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst“ (Humboldt 1903–1936: IV, 27). Wenn Sprache „das bildende Organ der Gedanken“ ist (Humboldt 1903–1936: VII, 53), so verläuft diese geistige Aneignung der Welt notwendigerweise auch historisch-partikular bedingt in bestimmten Sprachen. Basierend auf diesem Verständnis der Einzelsprachen als Weltansichten will Cassin Universalität epistemisch „komplexer“ auffassen, was zunächst heißt, sich vom Postulat einer abstrakt vorgegebenen Universalität der menschlichen Sprache – wie bei Aristoteles, aber z.B. auch in Chomskys Vorstellung einer angeborenen Universalgrammatik – zu lösen. Damit Universalität nicht zur Reduktion auf das Gleiche einer dominierenden Sprache führt, soll sie als ein Arbeitsprogramm betrachtet werden, ein Tun in Richtung auf eine gemeinsame Welt, die von den ernst genommenen Unterschieden der konkreten Einzelsprachen aus gedacht wird.

In diesem Sinne versteht Cassin Übersetzung als philosophische Methode: Das von ihr koordinierte, monumentale Sammelwerk *Vocabulaire européen des*

philosophies. Dictionnaire des intraduisibles (2004), dessen Entstehung über 10 Jahre und die Mitarbeit von etwa 150 Mitarbeitern erforderte, bietet 400 Lemmata,⁷ die als wichtige Symptome der Differenz zwischen (europäischen) Sprachen behandelt werden, da sie merkliche Übersetzungswiderstände aufzeigen. Philosophische Texte in Übersetzung wimmeln von solchen „Unübersetzbarkeiten“, ob sie in Form von Neologismen auftreten oder einfach als Fremdwörter in der Übersetzung übernommen werden (Heideggers *Dasein*, Hegels *Aufhebung*). Andere Fälle sind weniger offensichtlich: „[M]eint man mit *mind* dasselbe wie mit *Geist* oder *esprit*? Ist *pravda* nun *Gerechtigkeit* oder *Wahrheit*? Und was geschieht, wenn man *mimesis* mit *imitation/Nachahmung* wiedergibt?“ (Cassin 2013 [2004]: Abs. 3) Dieser historische und komparatistische Ansatz macht zum einen das *Vocabulaire* zu einem unerlässlichen Nachschlagewerk für die heutigen Geisteswissenschaften, zum anderen fördert es ein Bewusstsein dafür, dass man in Sprachen philosophiert, d. h. dass unsere Denkkategorien von unseren Sprachkategorien bis zu einem gewissen Grad abhängig sind, wie schon Nietzsche feststellte.⁸ Somit geht die epistemologische Geste des *Vocabulaire* auch mit einer (sprach)politischen einher: Das Bekenntnis zu einer (reichen) vielzüngigen, europäischen Tradition des Philosophierens setzt sich vehement der zunehmenden Monolingualisierung des Wissenschaftsbetriebs unter Verwendung von Englisch als (europäischer und weltweiter) *Lingua Franca* (*Globish*) entgegen (Cassin 2016, 55–60). Darüber hinaus greift Cassin damit auch explizit einen Teil der analytischen Philosophie angelsächsischer Tradition an, der sich mit seiner monolingualen Herrschaftshaltung ein Armutzeugnis ausstelle (Cassin 2016, u. a. 59–60).

Wohlgemerkt steht „intraduisibles“ im Plural,⁹ Cassin beruft sich also nicht auf Unübersetzbares (*l'Intraduisible*) im Namen eines absoluten Sprachrelativismus, der Sprachdifferenz als Opazität sakralisieren würde – „Unübersetzbar ist vielmehr das, was man nicht aufhört, (nicht) zu übersetzen“ (Cassin 2013 [2004], Abs. 3). Als Nachfolgerin Humboldts schätzt Cassin die Zonen von Inkommensurabilität zwischen den Sprachen als Chance für die Arbeit des Geistes, denn „[d]ie Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen“ (Humboldt 1903–

7 Jedes Lemma befasst sich mit einer mehrsprachigen Stichwort-Gruppe, so dass es im *Vocabulaire* insgesamt um ca. 4000 philosophische Stichworte aus 15 europäischen Sprachen geht.

8 Diagne (2014: 252) zitiert die berühmte Stelle aus Nietzsches *Jenseits von Gut und Böse* (Abs. 20) und verweist auf Crépons Lektüre davon (vgl. Crépon 2000).

9 Eine Art der Pluralbildung übrigens, die zum Neologismus in der Übersetzung führt, wodurch die Idee der „intraduisibles“ nicht nur benannt, sondern auch performativ umgesetzt wird.

1936: IV, 27). Wenn die Auffassung von Einzelsprachen als *Weltansichten* eine perspektivische Begrenzung des Erkennbaren bedeutet, so kann Dezentrierung nur produktiv wirken. Aus dieser Dezentrierung stammt die Produktivität der „intraduisibles“, die, als Methode eingesetzt, alte philosophische Probleme in ein neues Licht zu rücken vermag. Es geht im Grunde darum, die Sprache der europäischen Philosophien – von Aristoteles bis Heidegger – zu de-essentialisieren, d. h. die Position eines „National-Essentialismus“ (Meschonnic 1990) zurückzuweisen, die einer bestimmten Sprache (Griechisch, Deutsch...) einen ontologischen Status zuerkennt (Cassin 2016, 60–62). In *Sprachen philosophieren* bedeutet daher auch, von den Übersetzungswiderständen der kanonischen philosophischen Texte ausgehend diese Form von Universalität „von oben“ als eine historisch-partikuläre Konstruktion aufzuzeigen. Wenn das *Vocabulaire* an sich kein postkoloniales Projekt darstellt, so kann man doch in seinem innewohnenden Impetus eine weitreichende Resonanz mit Achille Mbembes Kritik am europäischen Universalismus erkennen (Syrotinsky 2019). In diesem Sinne verweist Syrotinsky auf die englische, sowie vor allem auf die spanische und portugiesische Ausgabe des *Vocabulaire*, die in den USA (2014), Mexiko (2018) und Brasilien (2018) erschienen und welche die ursprünglich innereuropäische Dimension der Kritik¹⁰ in einen postkolonialen Kontext versetzen.¹¹ In diesem Zusammenhang ist auch das Folge-Projekt Cassins zu erwähnen, *Les intraduisibles du patrimoine en Afrique subsaharienne* (Cassin/Wozny 2014), das die sprachlichen Vorurteile der UNESCO in der Bestimmung des Weltkulturerbes hinterfragt.

Diagne, der sich für eine Dekolonisierung des Wissens/Denkens einsetzt und dafür plädiert, dass afrikanische Sprachen (wieder) zu Sprachen der philosophischen Produktion werden,¹² zeigt aber auch die mögliche Gefahr innerhalb der *Postcolonial Studies* auf, wenn die Kritik am europäischen Universalismus dazu führe, auf Universalität schlechthin zu verzichten. Zur Verdeutlichung dieser Gefahr stellt er in seinem Aufsatz „L’universel latéral comme traduction“ die Ansätze zweier afrikanischer Philosophen, Alexis Kagamé und Kwasi Wi-

10 In Cassins Ansatz wird die vorherrschende universalistische Tradition des europäischen Logos von innen aus kritisiert, unter Rückgriff auf poststrukturalistische und dekonstruktivistische Theoriebildung, insbesondere Derrida, Lacan und Deleuze (vgl. Cassin 2016: 64–67, 122–123).

11 Zur Adaption des *Vocabulaire* in den verschiedenen Ausgaben durch den Prozess der Übersetzung (auch ins Rumänische, Arabische, Ukrainische, Russische, Italienische), vgl. Cassin 2016, 70–76.

12 Diagne bezieht sich häufig auf den Schriftsteller Ngũgĩ Wa Thiong’o (*Decolonizing the Mind*, 1986).

redu, einander gegenüber (Diagne 2014).¹³ Kagamé zeigt schon ab 1955 den epistemologischen Imperialismus der europäischen Sprachen am Beispiel der aristotelischen Ontologie auf, die mit ihren acht oder neun Kategorien des Seins eindeutig den grammatischen Kategorien der griechischen Sprache verpflichtet sei, und deren Übersetzung in indoeuropäische Sprachen sich ziemlich unproblematisch gestalten. Hätte Aristoteles in einer der Bantu-Sprachen gedacht, würde seine Ontologie mit großer Wahrscheinlichkeit eher vier Kategorien des Seins aufweisen. Ist es aber deswegen vertretbar, gegen eine griechisch-europäische Ontologie eine Bantu-Ontologie aufzustellen, wie Kagamé es vorschlägt und damit droht, einen National-Essenzialismus durch den anderen zu ersetzen? Dieser relativistischen Position zieht Diagne diejenige von Wiredu vor, die seiner und Cassins Vorstellung einer lateralen bzw. komplexeren Universalität viel näher steht. Wiredu hinterfragt nämlich den Wahrheitsbegriff der Logiker, ausgehend von seinen Übersetzungsschwierigkeiten aus dem Englischen in die Akan-Sprache (Ghana). Dabei stellt er dem keinen partikular ghanaesischen Wahrheitsbegriff entgegen, sondern nutzt diese Inkommensurabilitätszone zwischen den Sprachen kritisch, um das philosophische Problem neu zu stellen – um einen lateralen Einstieg zu finden, der weniger ethnozentrisch, dafür aber universeller ist.

3 Die Strategie der *intraduisibles* in mehrsprachigen Literaturen: Gegen das monolinguale Paradigma als Universalität von oben

Die in den vergangenen Jahren zunehmende Forschung zur Mehrsprachigkeit hat dazu geführt, die mangelnde Konzeptualisierung von Einsprachigkeit zu hinterfragen (Yildiz 2012; Dembeck/Mein 2012; Gramling 2016), und darüber hinaus eine komplexere Auffassung von Mehrsprachigkeit, entsprechend M.A.K. Hallidays soziolinguistischer Unterscheidung zwischen „glossodiversity (a diversity of linguistic codes) and semiodiversity (a diversity of meanings conveyed)“, vorzuschlagen (Gramling 2016: 31). Ich möchte hier argumentieren, dass diese aktuelle Unterscheidung aus dem Bereich der angewandten Linguistik im Grunde die zwei im europäischen Sprachdenken ungleich repräsentierten Hauptpositionen gegenüber Sprachenvielfalt in enthistorisierter Form

13 Zur Ergänzung empfiehlt sich Diagnes Kapitel „De l’universel et de l’universalisme“ (Diagne 2018: 69–72) in dem gemeinsam mit dem Anthropologen Jean-Loup Amselle herausgegebenen Band *En quête d’Afrique(s). Universalisme et pensée décoloniale*. Hier greift Diagne die Argumentation des Aufsatzes von 2014 auf und behandelt das Problem im Rahmen des zwischen Amselle und ihm initiierten Dialogs zu ihren respektiven Auffassungen von Universalität expliziter.

gegenüberstellt: die heute herrschende Vorstellung von Glossodiversität als technokratischer Mehrsprachigkeit, wie sie zum Beispiel in der Europäischen Union institutionell zum Vorschein kommt („a diversity of codes in service of common meaning-making“), spiegelt die aristotelische Indifferenz gegenüber der vermeintlich neutralen Materialität der Sprachen wider; Semiodiversität dagegen greift die (etwas vernachlässigte) humboldtsche Auffassung einer Verschiedenheit der Sprachen als Weltansichten wieder auf. In dieser Hinsicht ist es nicht überraschend, wenn Gramling auf Barbara Cassin und das *Vocabulaire des intraduisibles* verweist und es „an extended experiment around semiodiversity in comparative intellectual history“ (Gramling 2016: 32, Fußnote 29) nennt.¹⁴

Wenn Yasemin Yildiz in *Beyond the Mother Tongue. The Postmonolingual Condition* (2012) behauptet, dass mehrsprachige, zeitgenössische Schriftsteller wie Emine Sevgi Özdamar, Yoko Tawada oder Feridun Zaimoglu das „monolinguale Paradigma“ von innen untergraben, das sich im Laufe der modernen Nationenbildung durchgesetzt hat, so bedeutet das, dass diese literarischen Werke eine die Vorstellung von Glossodiversität sprengende Art von Mehrsprachigkeit performativ vorführen. Die bloße Präsenz mehrerer Sprachen in ein und demselben literarischen Text, wie zum Beispiel in Tolstois *Krieg und Frieden* die Integration des Französischen, die zur sozialen Charakterisierung der russischen Offiziere aus dem Adel beiträgt, hat nicht unbedingt diese subversive Kraft. Was die besondere Brisanz mehrsprachiger Literaturen heute meines Erachtens ausmacht, ist ihre Fähigkeit, in ihrem poetischen Sprachdenken eine erkenntnistheoretische und eine kulturpolitische Sprachkritik¹⁵ engmaschig zu verschränken: so machen mehrsprachige Literaturen die enge Verwandtschaft des monolingualen Paradigmas mit dem, was Cassin als pathologische Universalität des europäischen Logos erkennt, nicht nur greifbar, sondern untergraben beide zugleich. Auf die verheerenden gesellschaftlichen Folgen einer ein einziges erkenntnistheoretisches Modell postulierenden Sprachauffassung wurde bereits hingewiesen. Was kulturpolitisch bei einer Subversion des monolingualen Paradigmas auf dem Spiel steht, ist nicht weniger als die De-Essentialisierung des Verhältnisses zwischen Sprache und Nation. Die scharfe Gegenüberstellung von Muttersprache und Fremdsprache, das heißt die Vorstellung, dass Individuen natürlich im Besitz von nur einer Sprache sind, in der sie sich authentisch ausdrücken können und die ihre Subjektivität prägt, ist ein Kernstück des monolingualen Paradigmas. Historisch gesehen ist dies eines der wirkmächtigsten Erfindungen der Moderne, entsteht doch aufgrund dieser

14 Gramling wundert sich im übrigen in dieser Fussnote, dass Cassin den Begriff „Semiodiversity“ selbst nicht verwendet.

15 Zur sprachkritischen Dimension mehrsprachiger Literaturen, siehe Heimböckel 2014.

Gemeinschaft des Gefühls in der Muttersprache die Idee des Volkes. In ihrem makrohistorischen Kontext betrachtet, hat Herders Idee des Volkes ursprünglich ein emanzipatorisches Ziel: Sie soll die Auflösung einer auf aristokratischer Legitimität basierenden politischen Ordnung zugunsten einer neuen politischen Ordnung hervorbringen, die das Volk als neues Kriterium der Legitimität postuliert (Thiesse 1999). Die Rolle der Literatur in diesem Prozess besteht bekanntlich darin, die jeweiligen Völker mit kulturellem Kapital auszustatten (Casanova 2011), damit sie sich gegen die über alle legitime symbolische Gewalt verfügende Aristokratie behaupten können. Wichtig dabei ist, dass Literatur die Existenz der Völker als Kollektiv bis in eine möglichst weitreichende Vergangenheit attestiert, denn was die Nation als „imagined community“ (Anderson 1983) ins Leben ruft und am Leben hält, ist ja der Glaube an die Gemeinschaft. Wenn die nationalen Identitäten in Europa als relationale Ko-Konstruktionen wie etwa aus Reibungen unter Nachbarn entstehen, an denen die Ausformung der jeweiligen Nationalliteraturen auch teilhat,¹⁶ so werden später die Spuren ihrer historischen Konstruktion getilgt¹⁷ und diese wirkmächtig essentialisiert: Die ausschließende Dimension der Gemeinschaft funktioniert nämlich besser, wenn diese zu einer von Natur aus Gegebenen erklärt wird (Anderson 1983). Die Idee der Nation als neue kollektive Identifikationsform dient politisch nicht nur dazu, Völker zusammenzuschweißen sondern auch gegeneinander abzugrenzen, denn es soll einem auch im Ernstfall selbstverständlich vorkommen, aus Solidarität für seine Landsleute in den Krieg zu ziehen.

Die Einführung sprachlicher, kultureller und nationaler Identität erfolgt aus der Ideologie der Muttersprache, die im Zentrum der neuzeitlichen Erfindung von Einsprachigkeit steht (vgl. Dembeck/Parr 2017: 27–33). Sie wird dabei von zwei weiteren, eng miteinander korrelierten Postulaten unterstützt, welche das moderne Verständnis von Sprachenvielfalt und Übersetzung bestimmen (vgl. dazu Sakai 2009). Das erste Postulat stellt die Vorstellung von Einzelsprachen als homogene, in sich geschlossene Sprachsysteme dar – eine Vorstellung, auf die die Nationalphilologien im 19. Jahrhundert mit ihren linguistischen Beschreibungs- und Normierungswerkzeugen (Grammatiken, Wörterbücher) gewissenhaft hinarbeiten. Phänomene von Sprachkontakt werden systematisch außer Acht gelassen, um so für klare, unmissverständliche Konturen zu sorgen.

16 Zur Konstitution der Nationalliteratur als national-transnationalen Prozess in Deutschland und Frankreich siehe Jurt 2009.

17 Casanovas Unterscheidung zwischen *littératures majeures* bzw. *pacifiées*, die sich als universell verstehen, und *littératures mineures* bzw. *combatives*, die noch am nationalen Kampf teilhaben, führt auf dieses Verschwindenlassen der Spuren nationaler Konstruktion zurück (Casanova 2011).

Auch in den Nationalliteraturen setzt sich diese Homogenitätsvorstellung im Laufe des 19. Jahrhunderts durch und drängt langsam die internen Traditionen mehrsprachigen Schreibens zurück (Anokhina/Dembeck/Weissmann 2019). Das zweite Postulat etabliert die Austauschbarkeit der Einzelsprachen im Sinne einer problemlosen, „systematischen Transponierbarkeit“ (Gramling 2014) der Äußerungen von einem Sprachsystem zum anderen. Mit dieser Vorstellung von Übersetzung zeigt sich das monolinguale Paradigma am deutlichsten dem eurozentrischen Universalismus des Logos verpflichtet: sie setzt eine rationalistische, auf das Ideal der Mathematik hinstrebende Auffassung der Sprache (*langage*) voraus (Dembeck/Mein 2012: 137–138). In diesem modernen Verständnis von Mehrsprachigkeit als Glossodiversität, sind also Sprachen (*langues*) zwar an der kulturellen Identität der Individuen beteiligt, bleiben aber in epistemologischer Hinsicht gleichgültig.

Die Strategie der *intraduisibles*, ob in der Philosophie wie u. a. bei Cassin, Diagne und Wiredu eingesetzt, oder auch in mehrsprachigen Literaturen, untergräbt nicht nur eine der wichtigsten Annahmen des monolingualen Paradigmas, sondern arbeitet auch auf einen anderen, komplexeren bzw. lateralen Produktionsmodus von Universalität hin. In translingualen Poetiken der Gegenwart stehen häufig textinterne Übersetzungsprozesse im Vordergrund, die die dabei entstehenden Übersetzungswiderstände, Bild-Verschiebungen und weitere Sinn-Entgleisungen produktiv für eine poetische sowie sprachkritische Kraft bzw. auch zugunsten einer interkulturellen Kritik nutzen. Sei es in der Form von Gedichten (Yoko Tawadas *Abenteuer der deutschen Grammatik*, 2010), von autobiographischen Essays (José F.A. Olivers *Mein andalusisches Schwarzwaldorf*, 2007; *Fremdenzimmer*, 2015) bzw. Sprachbiographien (Eva Hofmanns *Lost in Translation*, 1989) und Sprachlerner-Fiktionen (Xiaolu Guos *A Concise Chinese-English Dictionary for Lovers*, 2008), oder auch sprachreflexiven Romanen (Luigi Meneghellos *Libera nos a Malo*, 1969¹⁸) und Übersetzerfiktionen (Annette Hugs *Wilhelm Tell in Manila*, 2016), diese Schriftsteller und Schriftstellerinnen erforschen Bereiche der Inkommensurabilität zwischen den Sprachen-als-Weltansichten. In ihrem poetischen Sprachdenken reflektieren sie nicht nur den problematischen, konfliktträchtigen Perspektivwechsel, der in der Suche nach einer lateralen Universalität stattfindet, sondern lassen diesen auch die LeserInnen am eignen Leib erfahren,¹⁹ um eine Veränderung des Sprachbewußtseins beim Rezipienten zu bewirken. In dieser Hinsicht geht die poetische Strategie der *intraduisibles* vielleicht einen Schritt weiter als

18 2010 für die französische Übersetzung von Christophe Mileschi, die Meneghellos Roman wieder zur Gegenwartsliteratur macht.

19 Zu diesem wirkungsästhetischen Verfahren bei Tawada und Oliver, siehe Thiérard 2018.

die philosophische, wenn man das Potential auf gesellschaftliche Veränderung betrachtet.

4 Yoko Tawadas poetische Strategie der *intraduisibles* und die Erforschung einer lateralen Universalität

Die japanisch-deutsche Schriftstellerin Yoko Tawada ist als promovierte Literaturwissenschaftlerin durch eine umfassende Bildung auf dem Gebiet der Philosophie und der Kulturwissenschaft geprägt, welche auch in ihre mehrsprachige Schreibpraxis einfließt. Mit ihrer kreativen Verarbeitung von sprach-, kultur- und übersetzungstheoretischen Ansätzen von Walter Benjamin bis Jacques Derrida über Roland Barthes und Claude Lévi-Strauss entwickelt sie eine der komplexesten translingualen Poetiken in der deutschen Gegenwartsliteratur. Fast könnte man behaupten, sie verfolge in ihrer fiktionalen Kurzprosa, ihren literarischen Essays sowie Gedichten programmatisch das Ziel, das monolinguale Paradigma auf den Kopf zu stellen. Dabei geht sie meist von der konkreten Erfahrung des Alltagslebens aus und macht die Folgen der Inkommensurabilitätszonen zwischen den Sprachen für das Denken poetisch greifbar.²⁰ Anhand ihrer Werke *Überseetzungen* (2002), *Talisman* (1996), *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (2007), *Abenteuer der deutschen Grammatik* (2010) und *Akzentfrei* (2016) kann man sich einen Überblick über die vielfachen textuellen Verfahren verschaffen, die Tawada im Rahmen ihrer poetischen Strategie der *intraduisibles* einsetzt und wie sie dabei alle Annahmen des monolingualen Paradigmas konterkariert.²¹

Dem Postulat der Muttersprache als natürliches und am besten geeignetes Ausdrucksmedium setzen Tawadas sprachreflexive Erzählungen häufig die heimtückische Gewalt der Muttersprache entgegen, die das konventionelle Verhältnis zwischen Wort und Ding essentialisiert, ohne dass die SprecherInnen es merken. Die inkorporierte Gewalt des Personalpronomens „ich“ (*boku, ore, watashi, watakushi*) in der japanischen Muttersprache wird zum Beispiel in der Erzählung „Eine leere Flasche“ vorgeführt (Tawada 2002: 53–57). In dieser Vorstellung der Muttersprache „klammern sich die Gedanken so fest an die Worte“ (Tawada 1996: 15), dass die Weltansicht Humboldts zu einem

20 Siehe in diesem Band den Beitrag von Marko Pajević, der „Tawadas exophonen Erkundungen des Deutschen“ gewidmet ist.

21 Da diese Dimension in der Tawada-Forschung gut dokumentiert ist, verzichte ich im Folgenden auf eine eingehende Textanalyse und verweise auf die entsprechenden Beiträge in Gutjahr 2012; Ivanovic 2010; Banoun/Ivanovic 2015.

Sprachgefängnis im Sinne Mauthners²² zu entarten droht. Die Ich-Erzählerin Tawadas befreit sich aber immer wieder von der Muttersprache durch das Erlernen einer Fremdsprache, die wie ein „Heftklammerentferner“ funktioniert: „Er entfernt alles, was sich aneinanderheftet und sich festklammert“ (ebd.). Das Verfremden des eigenen Sprachbewusstseins wird als Befreiung von einem auf Gewöhnung und Automatisierung zurückführenden Sprachdeterminismus narrativ inszeniert, der Denk- und Wahrnehmungsvermögen einschränkt. Mutter- und Fremdsprache verbleiben aber bei Tawada keineswegs in einem statischen Verhältnis, in dem ein essentialisierendes und ein emanzipatorisches Prinzip einander gegenübergestellt werden. Eine Essentialisierung der sprachlichen Konventionen findet auch in der Fremdsprache statt, wenn diese nicht mehr als fremd empfunden wird. In *Überseetzungen* zeigt Tawada, wie das durch die Zweitsprache Deutsch geprägte Sprachbewusstsein der Ich-Erzählerin wiederum im Kontakt zu weiteren Fremdsprachen wie Englisch („Porträt einer Zunge“), Französisch („Musik der Buchstaben“) und Afrikaans („Bioskoop der Nacht“) verfremdet wird. Diese Wiederholung des Verfremdungsverfahrens ist notwendig, will man nicht von einem nationalen Sprachontologismus in den nächsten fallen – eine Gefahr, die bereits mit dem Einwand Diagnes gegenüber Kagamés philosophischem Programm angedeutet wurde. Es geht Tawada nämlich nicht nur darum, dass Einzelsprachen kulturelle Identitäten prägen, sondern vielmehr darum, dass sie Archive einer produktiven Aneignung der Welt bilden und somit auch an gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse gebunden sind.

Die postulierte Homogenität und Abgeschlossenheit von Einzelsprachen dekonstruiert Tawada mit Vorliebe am Beispiel der japanischen Sprache und verwendet dazu textinterne Übersetzung als Veranschaulichungsstrategie. Das mehrschriftliche Gedicht *Die Mischsprache des Mondes* (Tawada 2010: 41), das Peter Pörtners deutsche Übersetzung ihres Gedichts *Die Flucht des Mondes* zur Grundlage nimmt,²³ verdeutlicht die dem japanischen Schriftsystem innewohnende Heterogenität. Im Japanischen schreibt man Wortstämme anhand von chinesischen Ideogrammen, während japanische Zeichen „Hände und Füße der Wörter“ phonetisch notieren. Tawadas mischschriftliche, lateinische Buchstaben und chinesische Ideogramme kombinierende *réécriture* des Gedichts zeigt, so die Anmerkung der Autorin, „dass man mit dieser Mischmethode

22 In Fritz Mauthners epochemachenden Werk *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* ist Sprache kein geeignetes Werkzeug zur Erkenntnis, denn sie denkt in dem Menschen, statt ihn denken zu lassen (vgl. Mauthner 1923).

23 Zum Verhältnis von Originalgedicht, Übersetzung und *réécriture*, siehe Ette (2012: 318–323).

auch Deutsch schreiben kann²⁴. Dabei fordert sie die deutschen LeserInnen auf, die vermeintliche Homogenität der deutschen Sprache ebenfalls zu dekonstruieren.²⁴ Darüber hinaus machen viele Kurzerzählungen Tawadas auf eine zweite Heterogenität der japanischen Sprache aufmerksam, die auf die zweigleisige Bedeutungskonstitution – phonisch und visuell – in Sprachen mit Ideogrammen zurückzuführen ist. Diese Art von sprachinterner Semiodiversität ist für europäische Sprecher besonders befremdend, da sie ihrer geläufigen, an alphabetischen Schriftsystemen orientierten Auffassung von Schrift zuwiderläuft: Schrift halte nur das Gesagte fest, ohne am Denken teilzuhaben. Vor allem durch das narrativ inszenierte Verfahren der Oberflächen-Übersetzung,²⁵ wie exemplarisch in „Die Botin“ (Tawada 2013[2002]: 44–50) zu sehen, wird diese sprachinterne Semiodiversität nahegelegt und dabei die bedeutsame Materialität der Sprachen gefeiert. Hier kann man eine weitere Parallele zu Cassins Vorliebe für Homophonie- und Homonymie-Beziehungen innerhalb der griechischen Sprache ziehen, die sie auch zur methodischen Untergrabung von Aristoteles’ dualistischer Auffassung der Sprache verwendet (Cassin 2016: 87–145).

In Tawadas poetischen Sprachdenken ist der kulturpolitische von dem epistemologischen Aspekt ebensowenig zu trennen wie in Diagnes Strategie der *intraduisibles*. Dieter Heimböckel (2015) weist auf die Dimension des *writing back*²⁶ in Tawadas „fiktiver Ethnographie“ hin, die sich als Aneignung und Umschreibung des europäischen ethnographischen Diskurses über Japan bzw. über den Orient, wie man ihn zum Beispiel aus Roland Barthes’ *Empire des Signes* kennt, artikuliert. Tawadas „interkulturelle Sprachkritik“ sollte man daher in Zusammenhang mit ihrer literatur- und kulturwissenschaftlichen Arbeit *Spielzeug und Sprachmagie in der europäischen Literatur: Eine ethnologische Poetologie* (2000) lesen. Ihre fiktive Ethnographie fällt ebenso wenig in die Dichotomien eines orientalistischen Diskurses zurück, wie sie diesen Diskurs in einen Okzidentalismus umkehrt. Vielmehr dekonstruiert sie kulturelle Iden-

24 Zur Mehrschriftlichkeit bei Tawada als Unübersetzbarkeit der Schrift siehe Schmitz-Emans 2012.

25 Zum Verfahren der Oberflächen-Übersetzung, auch homophone Übersetzung genannt, siehe Dembeck 2015.

26 Ursprünglich von Salman Rushdie geprägt und in den 1990er Jahren zu einem zentralen Konzept der *Postcolonial Studies* geworden, verweist der *writing back*-Begriff auf eine gegendiskursive Strategie, die für postkoloniale Texte konstitutiv ist. *Writing Back* unterminiert unter anderem die vermeintliche Wissenshegemonie der (ehemaligen) Kolonialmacht und deren Konstruktion des kolonialen „Anderen“ (vgl. Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1989).

titäten und macht die konstitutive Relationalität von Sprachen als diskursive Konstrukte (vgl. Sakai 2009) – für die LeserInnen ästhetisch erfahrbar.

Wenn Diagnes Vorstellung einer durch Übersetzung zu produzierenden lateralen Universalität sicherlich nicht auf die Notwendigkeit eines interkulturellen Dialogs im postkolonialen Zeitalter zu reduzieren ist,²⁷ so beruht sie doch auf einer „ethnologischen Erfahrung“. Diese wird bei Maurice Merleau-Ponty, bei dem Diagne diese Idee eines Wechsels von der Universalität von oben zu einer lateralen Universalität vorgefunden hat, folgendermaßen beschrieben:

[...] l'appareil de notre être social peut être défait et refait par le voyage, comme nous pouvons apprendre à parler d'autres langues. Il y a là une seconde voie vers l'universel: non plus l'universel de surplomb d'une méthode strictement objective, mais comme un universel latéral dont nous faisons l'acquisition par l'expérience ethnologique, incessante mise à l'épreuve de soi par l'autre et de l'autre par soi. (Merleau-Ponty, zitiert nach Diagne 2014, 245)

[...] der Apparat unseres sozialen Wesens kann durch Reisen aufgelöst und wiederhergestellt werden, wenn wir andere Sprachen lernen. Es geht hier um einen zweiten Weg zum Universalen: nicht um die Universalität von oben samt ihrer streng objektiven Methode, sondern um eine laterale Universalität zuzusagen, die wir durch ethnologische Erfahrung erlangen, durch eine unaufhörliche Prüfung von uns selbst durch den anderen und des anderen durch uns selbst. (meine Übersetzung, HT)

Diese subjektivitätsverändernde Kraft, die Merleau-Ponty dem Erlernen anderer Sprachen zuschreibt, zeugt von einer inkorporierten Auffassung von Sprache (*langage*) als Organ, die historisch durch Humboldt geprägt wurde: „Als Organ ist die Sprache enger in die Leiblichkeit des Menschen verwoben, [...] auf einer tieferen Stufe des Bewusstseins angesiedelt als in der Werkzeug-Auffassung.“ (Trabant 1986: 59)²⁸

Diese tiefe Transformation der Subjektivität im Kontakt mit anderen Sprachen, um die es in Tawadas poetischem Sprachdenken geht, bringt unter anderem die Metapher der „Fleischbrille“ zum Ausdruck in dem Essay „Eigentlich darf man es niemandem sagen, aber Europa gibt es nicht“:

Ich muss mir, um Europa sehen zu können, eine japanische Brille aufsetzen. Da es so etwas wie eine „japanische Brille“ nicht gab und gibt – und für mich ist das keine bedauerliche Tatsache –, ist diese Brille zwangsläufig fiktiv und muss ständig neu hergestellt werden. [...] Meine japanische Brille ist aber kein Instrument, das man einfach in einem Laden kaufen kann. Ich kann sie auch nicht nach Laune aufsetzen

27 Siehe dazu Amselle 2018.

28 Zur Auffassung der Sprache als Organ bei Humboldt siehe Trabant (1986: 51–61).

oder abnehmen. Diese Brille ist durch meine Augenschmerzen entstanden und wuchs in mein Fleisch hinein, so wie mein Fleisch in die Brille hineinwuchs. (Tawada 2015 [1996]: 51)

Obwohl sofort als fiktiv aufgehoben, wird die Metapher der „interkulturellen Brille“ dennoch durch die physische Dimension des Schmerzes reaktiviert. Tawadas translinguale Poetik zwingt nicht nur den Leser, die von Merleau-Ponty beschriebene „ethnologische Erfahrung“ zwischen den Sprachen selbst beim Lesen zu machen. Vielmehr erinnert sie uns daran, dass der von Diagne und Cassin vorgeschlagene epistemologische Perspektivenwechsel ein schmerzhafter, nie endender Prozess ist, denn laterale Universalität wird nicht abstrakt wie die Universalität von oben, sondern am eigenen Leib produziert.

Literaturverzeichnis

- Amselle, Jean-Loup (2018). De l'universel et de l'universalisme. In: Diagne, Souleymane Bachir/Amselle, Jean-Loup (Hrsg.). *En quête d'Afrique(s). Universalisme et pensée décoloniale*. Paris: Albin Michel, 41–63.
- Anderson, Benedict (1983). *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.
- Anokhina, Olga/Dembeck, Till/Weissmann, Dirk (Hrsg.) (2019). *Mapping Multilingualism in 19th Century European Literatures. Le plurilinguisme dans les littératures européennes du XIX^e siècle*. Zürich: LIT.
- Appadurai, Arjun (1990). *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis/London. University of Minnesota Press.
- Ashcroft, Bill/Griffith, Gareth/Tiffin, Helen (1989). *The Empire Writes Back: Theory and Practice in Postcolonial Literature*. London/New York. Routledge.
- Balibar, Etienne (2016). *Des universels: Essais et conférences*. Paris: Galilée.
- Banoun, Bernard/Ivanovic, Christine (Hrsg.) (2015). *Eine Welt der Zeichen. Yoko Tawadas Frankreich als Dritter Raum*. München: Iudicium.
- Casanova, Pascale (2011). La guerre de l'ancienneté ou il n'y a pas d'identité nationale. In: dieselbe (Hrsg.) *Des littératures combatives: L'internationale des nationalismes littéraires*, Paris: Raisons d'agir, 11–31.
- Cassin, Barbara (Hrsg.) (2004). *Vocabulaire européen des philosophies: Dictionnaire des intraduisibles*. Paris: Seuil/Le Robert.
- Cassin, Barbara (2013[2004]). In *Sprachen denken*. Übers. Erika Mursa [=Vorwort zu Cassin 2004]. *Trivium [Online] 15 | 2013*. Abrufbar unter: <http://journals.openedition.org/trivium/4730> (Stand 11/06/20)
- Cassin, Barbara (2016). *Éloge de la traduction. Compliquer l'universel*. Paris: Fayard.

- Cassin, Barbara/Wozny, Danièle (2014). *Les intraduisibles du patrimoine en Afrique subsaharienne*. Paris: Demopolis.
- Chakrabarty, Dipesh (2000). *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton: Princeton University Press.
- Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (Hrsg.) (2002). *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Campus.
- Crépon, Marc (2000). Nietzsche et la question de la langue maternelle, In: derselbe, *Le malin génie des langues (Nietzsche, Heidegger, Rosenzweig)*. Paris: Vrin, 13–36.
- Dembeck, Till (2015). The Poetics and Cultural Politics of Homophonic Translation. *Critical Multilingualism Studies* 3:1, 7–25.
- Dembeck, Till/Mein, Georg (2012). Zum Jargon der Philologie. Postmonolingual schreiben? *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 3|12 (H2), 133–147.
- Dembeck, Till/Mein, Georg (Hrsg.) (2014). *Philologie und Mehrsprachigkeit*. Heidelberg: Winter.
- Dembeck, Till/Parr, Rolf (2017). *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Diagne, Souleymane Bachir (2014). L'universel latéral comme traduction. In: Büttgen, Philippe/Gendreau-Massaloux, Michèle/North, Xavier (Hrsg.), *Les pluriels de Barbara Cassin. Le partage des équivoques*. Lormont: Les éditions du bord de l'eau, 243–255.
- Diagne, Souleymane Bachir (2018). De l'universel et de l'universalisme. In: Diagne, Souleymane Bachir/Amselle, Jean-Loup (Hrsg.) *En quête d'Afrique(s). Universalisme et pensée décoloniale*. Paris: Albin Michel, 65–85.
- Ette, Ottmar (2012). Archipele der Literatur. Die neuzeitliche Tradition des Insulariums und das transarchipelische Schreiben Yoko Tawadas. In: Gutjahr, Ortrud (Hrsg.), 296–332.
- Gramling, David (2014). The Invention of Monolingualism from the Spirit of Systematic Transposability. In: Dembeck, Till/Mein, Georg (Hrsg.), 113–134.
- Gramling, David (2016). *The Invention of monolingualism*. New York/London: Bloomsbury.
- Gutjahr, Ortrud (Hrsg.) (2012). *Yoko Tawada. Fremde Wasser. Vorlesungen und wissenschaftliche Beiträge*. Tübingen: Konkursbuch Verlag Claudia Gehrke.
- Heimböckel, Dieter (2014). Einsprachigkeit – Sprachkritik – Mehrsprachigkeit. In: Dembeck, Till/Mein, Georg (Hrsg.), 135–156.
- Heimböckel, Dieter (2015). „wie Dreirad und Derrida. Yoko Tawadas Writing Back“. In: Banoun, Bernard/Ivanovic, Christine (Hrsg.), 251–268.
- Humboldt, Wilhelm von (1903–1936). *Gesammelte Schriften*. 17 Bde. (hg. von Leitzmann, Albert u. a.). Berlin: Behr.

- Ivanovic, Christine (Hrsg.) (2010). *Yoko Tawada. Poetik der Transformation. Beiträge zum Gesamtwerk*. Tübingen: Stauffenburg.
- Jullien, François (2008). *De l'universel, de l'uniforme, du commun et du dialogue entre les cultures*. Paris: Fayard.
- Jurt, Joseph (2009). *Le champ littéraire entre le national et le transnational*. In: Sapiro, Gisèle (Hrsg.) *L'espace intellectuel en Europe: de la formation des États-nations à la mondialisation XIX^e-XXI^e siècle*. Paris: La Découverte, 201–232.
- Mauthner, Fritz (1923). *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. 3 Bände. Leipzig: Meiner.
- Meschonnic, Henri (1982). *Critique du rythme: Anthropologie historique du langage*. Lagrasse: Verdier.
- Meschonnic, Henri (1990). *Le langage Heidegger*. Paris: PUF.
- Meschonnic, Henri (2009). *Realismus, Nominalismus: Sprachtheorie ist Gesellschaftstheorie*. In: Tintemann, Ute/Messling, Markus (Hrsg.). „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache“. *Zur Sprachlichkeit des Menschen*. Leiden: Wilhelm Fink.
- Meschonnic, Henri (2012). *Langage, histoire, une même théorie*. Lagrasse: Verdier.
- Mbembe, Achille (2016). *Politiques de l'inimitié*. Paris: La découverte.
- Messling, Markus (2016). *Gebeugter Geist. Rassismus und Erkenntnis in der modernen europäischen Philologie*. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Messling, Markus (2019). *Universalität nach dem Universalismus. Über frankophone Literaturen der Gegenwart*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Pajević, Marko (2020). *Sprachabenteuer: Yoko Tawadas exophone Erkundungen des Deutschen*. In: derselbe (Hrsg.). *Mehrsprachigkeit und das Politische. Interferenzen in zeitgenössischer deutschsprachiger und baltischer Kultur*. Tübingen: Francke, 213–228.
- Pajević, Marko (2012). *Poetisches Denken und die Frage nach dem Menschen. Grundzüge einer poetologischen Anthropologie*. Freiburg i. Br.: Karl Alber.
- Sakai, Naoki (2009). *How do we count a language? Translation and discontinuity*. *Translation Studies* 2:1, 71–88.
- Schmitz-Evans, Monika (2012). *Yoko Tawadas Imaginationen zwischen westlichen und östlichen Schriftkonzepten und -metaphern*. In: Gutjahr, Ortrud (Hrsg.), 269–295.
- Syrotinski, Michael (2019). *Postcolonial untranslatability: Reading Achille Mbembe with Barbara Cassin*. *Journal of Postcolonial Writing* 55:6, 850–862.
- Tawada, Yoko (2015 [1996]). *Talisman*. Tübingen: Konkursbuch Verlag.
- Tawada, Yoko (2013 [2002]). *Überseetzungen*. Tübingen: Konkursbuch Verlag.
- Tawada, Yoko (2007). *Sprachpolizei und Spielpolyglotte*. Tübingen: Konkursbuch Verlag.
- Tawada, Yoko (2010). *Abenteuer der deutschen Grammatik*. Tübingen: Konkursbuch Verlag.
- Tawada, Yoko (2016). *Akzentfrei*. Tübingen: Konkursbuch Verlag.

- Thiéard, Hélène (2019). Pensée du langage et pratique de la traduction chez Georges-Arthur Goldschmidt. In: Ritte, Jürgen/Asholt, Wolfgang/Coquio, Catherine (Hrsg.) *Traverser les limites. Georges-Arthur Goldschmidt: le corps, l'histoire, la langue*. Paris: Hermann.
- Thiéard, Hélène (2018). Récits du moi entre les langues chez Yoko Tawada et José F.A. Oliver. In: Cahiers d'Études Germaniques 73 (2018/2), Matérialités de la narration. Perspectives germaniques, 121–138.
- Thiesse, Anne-Marie (1999). La création des identités nationales. Europe XVIII^e–XX^e siècle. Paris: Seuil.
- Trabant, Jürgen (1990). Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Trabant, Jürgen (1986). Apeliotes oder der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprach-Bild. München: Fink.
- Trabant, Jürgen (2003). Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens. München: C.H. Beck.
- Trabant, Jürgen (Hrsg.) (1995). Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Wallerstein, Immanuel (2007). Die Barbarei der Anderen. Europäischer Universalismus. Übers. Jürgen Pelzer. Berlin: Wagenbach.
- Yildiz, Yasemin (2012). Beyond the Mother Tongue. The Postmonolingual Condition. New York: Fordham University Press.